

Editorial

Rurale Topografien erleben nicht nur gegenwärtig in den medialen, literarischen und künstlerischen Bilderwelten eine neue Konjunktur – sie sind schon seit jeher in verschiedensten Funktionen ganz grundsätzlich am Konstituierungsprozess sowohl kultureller als auch individueller Selbst- und Fremdbilder beteiligt. Imaginäre ländliche und dörfliche Lebenswelten beeinflussen die personale und kollektive Orientierung und Positionierung in bestimmten Räumen und zu bestimmten Räumen. Dabei entwerfen sie Modelle, mit denen individuelle und gesamtgesellschaftliche Frage- und Problemstellungen durchgespielt, reflektiert und analysiert werden können. Auch in ihren literarischen Verdichtungsformen und historischen Entwicklungslinien können sie als narrative und diskursive Reaktions-, Gestaltungs- und Experimentierfelder verstanden werden, die auf zentrale zeitgenössische Transformationsprozesse der Koordinaten Raum, Zeit, Mensch, Natur und Technik antworten. Damit wird auch die Frage berührt, wie eine Gesellschaft ist, war, sein kann und (nicht) sein soll.

Die Reihe **Rurale Topografien** fragt aus verschiedenen disziplinären Perspektiven nach dem Ineinandergreifen von künstlerischer Imagination bzw. Sinnorientierung und konkreter regionaler und überregionaler Raumordnung und -planung, aber auch nach Möglichkeiten der Erfahrung und Gestaltung. Indem sie die Verflechtungen kultureller Imaginations- und Sozialräume fokussiert, leistet sie einen Beitrag zur Analyse der lebensweltlichen Funktionen literarisch-künstlerischer Gestaltungsformen.

Ziel der Reihe ist die interdisziplinäre und global-vergleichende Bestandsaufnahme, Ausdifferenzierung und Analyse zeitgenössischer und historischer Raumbilder, Denkformen und Lebenspraktiken, die mit den verschiedenen symbolischen Repräsentationsformen imaginärer und auch erfahrener Ländlichkeit verbunden sind.

Die Reihe wird herausgegeben von Werner Nell und Marc Weiland.

Wissenschaftlicher Beirat:

Friederike Eigler (Washington, D.C.), Dietlind Hüchtker (Leipzig), Sigrun Langner (Weimar), Ernst Langthaler (Linz), Magdalena Marszalek (Potsdam), Claudia Neu (Göttingen), Barbara Piatti (Basel), Marc Redepenning (Bamberg), Bernhard Spies (Mainz) und Marcus Twellmann (Konstanz)

SIGRUN LANGNER, MARIA FRÖLICH-KULIK (Hg.)

Rurbane Landschaften

Perspektiven des Ruralen in einer urbanisierten Welt

[transcript]

Die Publikation wurde gefördert durch: VolkswagenStiftung



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2018 transcript Verlag, Bielefeld

Die Verwertung der Texte und Bilder ist ohne Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Das gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Verarbeitung mit elektronischen Systemen.

Umschlagkonzept: Kordula Röckenhaus, Bielefeld
Umschlagabbildung: Maria Frölich-Kulik, Weimar, 2018, auf Grundlage von Daten © GDI-Th

Korrektur/Satz: Julia Heiser, Laura Ziegler
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-4428-9
PDF-ISBN 978-3-8394-4428-3
<https://doi.org/10.14361/9783839444283>

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.
Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>
Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: info@transcript-verlag.de

Inhalt

RURBANE LANDSCHAFTEN

Perspektiven des Ruralen in einer urbanisierten Welt
Sigrun Langner, Maria Frölich-Kulik | 9

AUFTAUCHEN DES RURALEN IN EINER URBANISIERTEN WELT

Rurbane Landschaften

Vom Aufheben des Ländlichen in der Stadt auf dem Wege
in das Anthropozän
Thomas Sieverts | 31

»die Hoffnung, dass ›nichts dazwischen kommt‹«

Persistenz und Konjunkturen bäuerlicher Erfahrungen
in der (Post-)Moderne
Werner Nell | 39

»Verloren geglaubte solidarische Räume«

Spuren des Neoliberalismus-Diskurses
in der Stadtfucht-Literatur der Gegenwart
Henri Seel | 65

RURBANE LANDSCHAFTEN RE-KONFIGURIEREN

Versteckte Geographien des Ländlichen

Was passiert mit dem Land, wenn die Städte ländlicher werden?
Marc Redepenning | 85

Maßstäbe des Rurbanen

Überlegungen zum Rescaling von Stadt und Land

Michael Mießner, Matthias Naumann | 101

Rurban, eine architektonische Annäherung an Phänomene der Gleichzeitigkeit

Jessica Christoph | 119

Stadt/Land Perspektiven

Wechselbeziehungen und Überlagerungen zwischen urbanen und ruralen Räumen

Martina Baum, Sebastian Klawiter, Hanna Noller | 135

RURBANE LANDSCHAFTEN LEBEN

Raumgeschehen

Eine entwerferische Perspektive

Hille von Seggern | 151

»Es ist nicht voll krass, aber anders«

Jugendliche Lebenswelten in der Stadt und auf dem Land

Sabine Rabe | 165

Rurbanität als Sozialraum

Jugendliche in der Thüringer Peripherie und die Verhandlung eines urbanen Lebensstils

Frank Eckardt | 189

Dorf ist nicht gleich Dorf

Betrachtungen eines Lebensstils

Katherin Wagenknecht | 203

Hic sunt Dracones

Hier sind Drachen. Ein Portrait des Aniene Unterlaufs

Jörg Sieweke | 225

RURBANE LANDSCHAFTEN BEWIRTSCHAFTEN

Die Moderne auf dem Acker

Philipp Oswald | 243

Politik zwischen Stadt und Land

Die Bedeutung des Ruralen im Streit um Agro-Gentechnik

Beate Friedrich | 263

Raum und Figur

Beobachtungen zur aktuellen Energieliteratur

Ingo Uhlig | 275

RURBANE LANDSCHAFTEN VERHANDELN

Landschaftsvertrag

Sören Schöbel | 289

Rurbane Identität

Herausforderungen, Konflikte und Gestaltungsoptionen

Reinhold Sackmann, Christoph Schubert | 303

Landluft macht frei?

Informell verhandeln mit Raumbildern

Henrik Schultz | 321

Zwischen Entfremdung und Resonanz

Anmerkungen zur Grundlage kooperativer Formen rurbaner Landschaftsentwicklung am Beispiel der alpinen Region Vallagarina

Hannes Langguth | 341

RURBANE LANDSCHAFTEN ERFINDEN

Urban-rurale Verknüpfungen entwerfen

Kathrin Wieck, Undine Giseke | 363

Rurbane Perspektiven erzählbar machen

Erzählungen als dialogisches Entwurfswerkzeug

Anke Schmidt | 385

Gelandet im ländlichen Raum

Neue Entwicklungsimpulse für Gemeinden im urbanisierten Hinterland

Andy Westner | 407

›Country lofts‹

Zur Wiederaneignung historischer ländlicher Bausubstanz

Ines Lüder | 425

Gartenheim

Potential innerstädtischer Nachverdichtung

Imke Woelk | 441

Autorinnen und Autoren | 457

RURBANE LANDSCHAFTEN

Perspektiven des Ruralen in einer urbanisierten Welt

Sigrun Langner, Maria Frölich-Kulik

EINE URBANISIERTE WELT

Wir leben in einer urbanisierten Welt und die Prozesse der Urbanisierung schreiten weltweit voran (Soja/Kanai 2014). Bereits über die Hälfte der Weltbevölkerung lebt in urbanen Gebieten und bis 2050 werden zwei Drittel der Menschheit in Städten leben (United Nations 2014). Diese Zahlen des UN-Berichts *World Urbanization Prospects* werden in verschiedenen Kontexten immer wieder aufgerufen, um darzulegen, dass die Welt zur Stadt wird.

Globale Urbanisierungsprozesse lassen sich dabei nicht räumlich begrenzen und wirken weit über die städtischen Zentren und Metropolräume hinaus. Das Land wird durchzogen und transformiert durch globale Güter-, Energie- und Informationsströme. Wanderungsbewegungen vom Land zur Stadt lassen Städte weiter wachsen und zwingen dazu, den urbanen Raum auf einer großräumigen, regionalen Ebene zu betrachten. Die Stadtforschung beschäftigt sich seit geraumer Zeit mit den Auswirkungen von Urbanisierung auf regionaler Ebene und ex-urbanen Regionen. Die Auflösung des traditionellen Stadtbegriffes und die Ausweitung der Betrachtung der Stadt auf einer regionalen Maßstabsebene verbinden sich mit der Auflösung einer dualistischen Stadt-Land-Vorstellung. Es entstand eine Reihe an Raumbegriffen, die räumliche Transformationsprozesse jenseits eines traditionellen Stadt-Land-Gegensatzes zu fassen

Rurbanität als Sozialraum

Jugendliche in der Thüringer Peripherie
und die Verhandlung eines urbanen Lebensstils

Frank Eckardt

Die Veränderungen der gesellschaftlichen Räume in der fortgeschrittenen Moderne haben viele Diskussionen hervorgebracht, die die Frage nach neuen Raum-Typologien virulent werden ließ. Auffallend dabei sind Versuche, um weiterhin an Begrifflichkeiten festzuhalten, die sich aus der stadtplanerischen Perspektive folgerichtig erscheinen mögen, die aber in vieler Hinsicht den sowohl morphologisch-materiellen wie auch den gesellschaftlichen Prozessen nicht entsprechen, die Landschaftsplanerinnen und -planer (vgl. Langner 2016) und Stadtsoziologinnen und Stadtsoziologen gleichsam beobachten. Diesen Beobachtungen ist gemein, dass sie sich von den kategorisierenden Beschreibungen ›Landschaft‹ und ›Stadt‹ als Gegenstand ihrer Forschung lösen, um für die sich entwickelnde gesellschaftliche Raum-Produktion (vgl. Schrödel 2014; Becker/Tuitjer 2016) eine angemessene Beschreibung zu finden.

Mit dem Neologismus ›Rurbanität‹ wird ein solcher Versuch unternommen, der sich daran messen lassen muss, ob er die herkömmlichen Erklärungen für das rurale wie das kleinstädtische Leben erweitern, ergänzen oder eventuell sogar ersetzen kann. Alltägliche Lebenspraktiken, Sinnorientierungen, ästhetische und naturbezogene Gestaltungsideen, Imaginationen von Orten der Sehnsucht und Angst, Handlungskonzepte und normative Vorstellungen scheinen sich nicht mehr anhand der dualen Stadt-Land-Widersprüchlichkeit zu verdeutlichen und grüne Städte wie urbane Dörfer lassen solche binären Einteilungen irrelevant erscheinen. Mit einem neuen Begriff ist aber das Erkenntnisproblem nicht gelöst, dass mit einer verschmelzenden Stadt-Landschaft, verstädterten Landschaften und einer rurbanen Gesellschaft auftritt. Vielmehr ist der

Umgang mit diesen neuen fließenden Räumen Teil einer ›peripheren Gesellschaft‹ (Eckardt 2002) geworden, in der die Bedeutung von Räumen als solche zur Disposition steht.

Die individuelle Neu-Interpretation vorhandener räumlich-gesellschaftlicher Dynamiken findet vor allem immer dann statt, wenn wichtige persönliche Entscheidungen anstehen. Das betrifft insbesondere biographische Umbruchphasen. Während durch eine erhöhte Mobilität, Flexibilität und Ortswechsel eine beruflich bedingte Permanenz von Umbruch teilweise zur Norm geworden ist, gelingt der Eintritt in diese polyräumliche Welt nur dann, wenn sie sozialisatorisch vorbereitet wird. Das bedeutet, dass in der als Jugend titulierten Lebensphase vor Eintritt in das anspruchsvolle Alter der ökonomischen, sozialen und kulturellen Konkurrenz, die Fähigkeit erworben werden muss, eine Form von ›Patchwork‹-Identität aufzubauen (vgl. Ferchhoff 2007).

Zu dieser Identitätsarbeit gehört ein plurales Raumverständnis, das in der Jugendforschung bislang nur wenig berücksichtigt wurde. Die vorliegenden Studien sind zumeist mit einer unausgesprochenen Selbstverständlichkeit großstädtisch kontextualisiert. Eine Ausnahme bildet hierbei Wehmeyers Arbeit (2013), die sich aber auf den öffentlichen Raum in Kleinstädten beschränkt. Diese Vergleichsstudie zwischen Vlotho und Dortmund behandelt zudem beide Räume als zunächst nach Größe zu kategorisierende Räume und operiert mit einem Konzept von Raumaneignung, das die Bedeutung von externen Räumen für die Sozialraum-Konstruktion von Jugendlichen nicht berücksichtigt. Damit fällt aber insbesondere für periphere Räume die wichtige Entscheidung, ob man bleiben oder gehen soll, als alles durchdringende Problematik aus der Untersuchungsperspektive heraus (vgl. Becker/Moser 2013). Wenn diese Problematik aufgegriffen wird, dann ist eine Berücksichtigung des speziellen sozialen Umfelds notwendig, um die Möglichkeiten von Bleibe-Strategien zu analysieren (Wochnik 2014). Die in diesem Kapitel vorgestellte Studie widmet sich insbesondere diesem Aspekt und legt dabei den argumentativen Ausgangspunkt bei der Bedeutung der lokalen Konstruktion von Narrativen – in diesem Fall: der Lethargie – mit Bezug auf die Rahmung von leitenden Kategorien der Selbst- und Fremdwahrnehmung.

EINE SOZIOLOGIE DES RURBANEN

Im Grunde hat sich schon früh in der Stadtsoziologie die Erkenntnis durchgesetzt, dass eine Beschreibung der Stadt als anonymisierte und individualisierte Gesellschaft, wie sie noch von Georg Simmel in seinem berühmten Essay über das ›Geistesleben in der Großstadt‹ angenommen wurde und wie es Ferdinand Tönnies mit seiner Gegenüberstellung von Stadt gleich Gesellschaft und Dorf gleich Gemeinschaft behauptet wurde, die Vergemeinschaftungen in der Stadt nicht angemessen wiedergeben kann. Dass sich ein urbaner Lebensstil kaum einheitlich beschreiben lässt, dürfte für viele Stadtsoziologinnen und Stadtsoziologen ein lang bekanntes Problem sein, für einen nicht-städtischen Lebensstil ist eine solche Problematisierung hingegen weniger präsent. Im Kern entlarvt sich die Debatte um den ›urban way of life‹ als eine Idee von Urbanität, die sich eher großstädtisch-metropolitan von einer Vorstellung von Größe und Diversität leiten lässt.

Die Soziologie des Urbanen generiert ihre gegenläufigen Denkbilder: die Kleinstadt, das Dorf und das Landleben. Diese Alternativbegriffe und die damit einhergehenden Raum- und Gesellschaftsvorstellungen wurden bislang als Kontrastfolie zu der diversen und individualisierten Stadt-Gesellschaft entwickelt (Bell/Jayne 2006). Eine intrinsische Erkundung jener Orte, die nicht zuerst durch das Raster des Urbanitätsdiskurses fallen und somit nicht als Dorf, Kleinstadt oder rurale Gemeinschaft gelabelt wurden, liegt nicht vor.

Befragungen (Gatzweiler 2012) verweisen darauf, dass die Größe der Stadt keine Bedeutung auf die lokale Lebenszufriedenheit hat. Die wirtschaftliche Lage, der Wohnstatus und die Nähe zu Großstädten stellen demnach die wichtigsten Bedingungen dar, damit Menschen sich ungeachtet von der Einwohnerzahl außerhalb der Metropolen zufrieden fühlen. Landschaft und Naturnähe werden kompensatorische Effekte zugesprochen, die angeblich fehlende Angebote der Großstadt aufwiegen. Ob es eine solche Kausalität gibt, bleibt jedoch fraglich. Bekannt ist hingegen, dass die räumliche Abgeschiedenheit von den Befragten als eindeutig benachteiligender Umstand gesehen wird (McKnight et al. 2016).

Insgesamt verweisen die Befunde auf die Notwendigkeit, sich mit Hinblick auf die Erkundung von Gesellschaftsräumen und Lebensumständen von der Bedeutung eines urban-ruralen Kontinuums zu verabschieden. Distanz zu den urbanen Zentren ist der wesentliche Aspekt,

der die lokalen Dynamiken beherrscht – ungeachtet von der Konstitution als Kleinstadt, Dorf oder ländlicher Kommune. Eine potentiell geringere Versorgung ist den Bewohnerinnen und Bewohnern im Vergleich zu den zentralen Orten teilweise eindringlich bewusst. Diese Benachteiligungen sind relevant und wirken auf allen Ebenen des Zusammenlebens, auch wenn eine oberflächliche Ortszufriedenheit abrufbar ist.

Eine wesentliche Komponente der rurbanen Konstellation von Lebensumständen und lokalem Zusammenleben ist die Offenheit der gesellschaftlich-gemeinschaftlichen Ortsstrukturen. Viele Studien heben die politisch-planerische Ebene hervor. Partizipation, Beteiligung und Aktivierung der Bürgerinnen und Bürger werden als Kriterien für eine Wahrnehmung von Offenheit betrachtet (Kaschlik 2012). Die Bedeutung von Offenheit – etwa gegenüber andersartigen Lebensstilen und Migrantinnen und Migranten – kann aber nicht pauschal für alle Bewohnerinnen und Bewohner rurbaner Strukturen angenommen werden. Die Verbleibdauer und geringe Unterschiede im sozialen Status der Bewohnenden können ebenfalls bewirken, dass sich eine Verbundenheit mit dem Ort entwickelt. Diese Faktoren können teilweise dem Offenheitskriterium entgegenstehen oder es wiederum kompensieren. Wie sich eine Person auf Dauer einen Ort kognitiv, emotional und durch sein Verhalten aneignen und eine Ortsverbundenheit aufbauen kann, wird sozialpsychologisch erklärbar, indem die Bedeutung der sogenannten schwachen (in der Regel nicht-familiärer) Beziehungen zwischen Menschen ihre starke Rolle spielen dürfen (Sandstrom/Dunn 2014). Schwache Beziehungen und Netzwerke können einerseits Menschen binden oder aber helfen, zu anderen Menschen Distanzen zu überbrücken. Bindende (schließende) und überbrückende (offene) Beziehungen befördern sich gegenseitig.

Wenn in den Diskussionen um die Gestaltung, Entwicklung und Planung von rurbanen Landschaften die Notwendigkeit der Schaffung von bedeutsamen Orten oder Identitätsangeboten die Rede ist, wäre die analytisch-kritische Unterscheidung nötig, welcher der beiden Beziehungsformen intrinsisch Raum gegeben wird. Anzunehmen ist, dass solche Verräumlichungen nur dann den erwünschten Effekt haben, wenn sie als bindend-überbrückend oder schließend-offen wahrnehmbar sind. Solche Orte ergeben sich als abstrakte Identitätsorte immer wieder aus dem Alltagsleben der Bewohnerinnen und Bewohner selbst, da sie dem Bedürfnis nach emotional positiv bewerteten Orten und als Orientierung in ihren Handlungsräumen entsprechen.

Langezeitstudien (Korpela et al. 2009) konnten zeigen, dass sogenannte Lieblingssorte auch über die Zeit der Anwesenheit vor Ort hinaus wichtig bleiben. Abstrakte und konkrete Ortsbezüge entstehen parallel, überörtlich und können sich auf verschiedene Art immer wieder neu verknüpfen und hierarchisieren. Rurbane Geographien ermöglichen und erfordern zugleich eine permanente Kartographierungsarbeit, um zwischen den schwachen und starken Bezügen zu Menschen und Orten immer wieder neue Wege und Aufenthaltsräume zu finden. Sozialpsychologisch wird eine emotionale und kognitive Arbeit erforderlich, um die Bedeutungen von Orten permanent zu evaluieren; soziologisch werden diese Ortskonstruktionen notwendig, um im Geflecht der unterschiedlichen starken und schwachen Bindungen funktionsfähig zu bleiben.

RURBANE SOZIALRÄUME

Sozialräume haben in den planungswissenschaftlichen Disziplinen zwar in den letzten Jahren eine erhöhte Aufmerksamkeit erfahren, hier aber vor allem innerhalb urbaner Kontexte. Die Betrachtung von Sozialräumen innerhalb ländlicher Zusammenhänge wird weniger durch die Planungswissenschaften als vielmehr im Kontext der ruralen Soziologie aufgegriffen. Wenn man aber der hier vertretenen Argumentation folgt, dann ergibt sich die Bedeutung von Sozialräumen nicht nach ihrer Kategorisierung anhand von Größenordnungen bzw. der Zuordnung zu eher ländlichen oder eher urbanen Räumen, sondern sollten diese mit Hinsicht auf ihre sozialpsychologische und soziologische Bedeutung für das Individuum, um sich in der Gesellschaft zurecht zu finden, verstanden werden.

In vielen Diskursen wird der Begriff des Sozialraums jedoch nach wie vor statisch mit Lebenswelt gleichgesetzt. Einer solchen Engführung des Sozialraums stehen die Beobachtungen gegenüber, die die hohe Mobilität und Interaktion zu und mit anderen Orten als wichtigen Teil individueller Lebensgestaltung und der eigenen Handlungs-, Wahrnehmungs- und Orientierungsräume auffasst. Dementsprechend ist eine Begrenzung auf einen räumlichen Horizont problematisch, wenn der Sozialraum diese Diversität und Komplexität des Sozialen nicht repräsentiert. Das bedeutet, dass eine Fixierung auf einen räumlich begrenzten Raum bei der Identifikation relevanter Orte nicht vorweggenommen werden darf. Im Um-

kehrschluss heißt dies auch, dass einzelne Sozialräume immer auch Teil von individuellen Geographien sind, so dass dieser nicht mit der physischen Präsenz von (zumeist) Bewohnerinnen und Bewohnern identisch ist. Dass durch körperliche Anwesenheit eine Definitionsmacht über den Raum ausgeübt wird, bedeutet nicht, dass ein Raum de facto auch für einzelne Individuen vor Ort die Bedeutung als Sozialraum hat, auch wenn diese dort leben.

Wenn also ein angemessener Sozialraum definiert werden soll, ist die Diversität der Bedeutungen eines Raumes einerseits und die Extension der individuellen Handlungs- und Lebensräume über den Aufenthalts- oder Wohnort hinaus andererseits zwingend mitzudenken. Dies ist vor allem mit Bezug auf rurbane Orte bedeutsam, da diese sich stärker als die großstädtischen Sozialräume mit Vorstellungen von anderen Orten und Städten auseinandersetzen müssen. In Anbetracht geringerer materieller, kultureller, sozialer und symbolischer Ausstattung bildet großstädtisches Leben, über Medien, Eigen- und Fremderfahrung vermittelt, eine Folie, an der die eigene Identität abgeglichen wird. Dieser Prozess spielt vor allem in der Phase der jugendlichen Identitätssuche eine Rolle, insofern Möglichkeitsräume mit konkreten Ortsangeboten verknüpft werden. Der rurbane Raum der Sozialisation imaginiert sich auch geographisch. Dies ist vor allem dann der Fall, wenn es sich um eine peripherisierte Rurbanität handelt, die als Ort von Mangel erfahren wird.

DAS PROJEKT ›NICHTS LOS?‹

Das Studienforschungsprojekt ›Nichts los? Alltag und Freizeit von Jugendlichen in Thüringen‹ verfolgte das Ziel, sich explorativ mit der Lebenswelt von Jugendlichen jenseits der Großstädte in Thüringen auseinanderzusetzen.¹ Ausgewählt wurden die Kleinstädte Meuselwitz, Ruhla und Sömmerda. Leitende Fragen waren dabei: Was sind Bedürfnisse und Wünsche von Jugendlichen für die Zukunft? Wie gestaltet sich ihr Alltag? Welche Räume nutzen sie und wie? Das Projekt wurde im Rahmen

1 | Die Durchführung des Projekts wurde durch die Unterstützung von 16 Studierenden des Studiengangs Urbanistik der Bauhaus-Universität Weimar und der Koordination von René Seyfarth und Franziska Werner ermöglicht. Die Befragungen fanden im Zeitraum von Oktober 2014 bis Februar 2015 statt.

der Werkstatt Sozialraumanalyse der Bauhaus-Universität Weimar durchgeführt und verfolgte dessen konzeptionelles und methodisches Vorgehen (Eckardt 2015). Hierbei handelt es sich um ein exploratives Vorgehen, bei dem in drei Phasen die unterschiedlichen Perspektiven von Jugendlichen, Expertinnen und Experten und der Öffentlichkeit erkundet werden, um durch Perspektivenvielfalt eine prozesshafte und ergebnisoffene Erforschung der Lebenswelt der Jugendlichen zu ermöglichen. In einer ersten Phase wurden leitfadensorientierte Experten-Interviews mit unterschiedlichen Akteurinnen und Akteuren in den beteiligten Kommunen unternommen. In einer zweiten Phase wurden mehrere Gruppendiskussionen mit Jugendlichen durchgeführt. Generell ist damit das Ziel verfolgt worden, sowohl die Perspektive von außen durch die professionell mit Jugendlichen Tätigen zu erhalten, als auch einen überindividuellen Eindruck von innen, von den Jugendlichen selbst. Ergänzt wurden die Fokus-Gruppeninterviews durch umfangreiche Einzelgespräche und Beobachtungen, die die teilnehmenden Studierenden vor Ort gesammelt haben. In allen drei Kleinstädten wurde zeitgleich und in parallelen Phasen gearbeitet. Abschließend wurde das gesammelte Material verschriftlicht, strukturiert und analysiert. Die Ergebnisse der ersten beiden Phasen wurden komprimiert, zusammengefasst und fokussiert, so dass sie für eine öffentliche Debatte in den Untersuchungsorten präsentierbar wurden. In allen drei Kommunen wurden hierzu öffentliche Diskussionen veranstaltet, bei denen die Grundannahmen des Projektes noch einmal kritisch überprüft werden konnten. Zugleich erlaubten diese Veranstaltungen auch wiederum einen Einblick in die Thematik, etwa mit Bezug auf die Beteiligung von Jugendlichen an dem Diskurs und wie Verantwortliche über diese Thematik denken.

Hintergrund und Motivation für dieses Projekt waren vorherige Erfahrungen in anderen Kleinstädten in Thüringen, bei denen eine geringe Beteiligung von Jugendlichen methodenkritisch anerkannt werden musste, die zugleich allerdings mit der Beobachtung zusammenfiel, dass die Themen des demographischen Wandels oftmals wenig Aufmerksamkeit der Lebenswelt von Jugendlichen widmeten (Eckardt 2015b). Die Beschäftigung mit der Frage nach den Bleibe-Perspektiven von Jugendlichen insbesondere mit Bezug auf Familiengründung und Berufsperspektiven werden von allen Beteiligten zwar eingehend als sehr relevant betrachtet, konstatiert wurde aber in vorherigen Projekten auch eine große Unwissenheit über die Ansprüche, die hierfür erfüllt sein müssten. Teilweise

hat das Paradigma von der »schrumpfenden Stadt« auch diesbezügliche Fragen behindert, da die nicht zu verhindernde weitere Bevölkerungsabnahme die Perspektive auf Umbau, Abriss und Neugestaltung des Bestehenden zu dominieren scheint. Mit dem hier verfolgten Ansatz werden die Prämissen hinsichtlich der Gestaltung der Kleinstädte in peripheren Lagen hingegen anders gesetzt, indem der sozialräumliche Kontext als Ausgangspunkt für die Entwicklung der rurbanen Gesellschaft betrachtet wird.

LETHARGIE

Auffallendes Ergebnis der ersten Phase des Projekts war die immer wieder aufzufindende Meinung, dass zumindest ein Teil der Jugendlichen in den drei Kommunen lethargisch sei. Während des Vergleichens der verschiedenen Interviews mit lokalen Expertinnen und Experten wurde deutlich, dass sich bestimmte Aussagen über das Verhalten der Jugendlichen ähneln und auch häufen. Folgende Zitate stellen Beispiele für derartige Beschreibungen dar: »Rumlungern. Ist das einzige was sie können – unsere Jugendlichen«. »Die chillen, die haben keine Lust zu arbeiten« oder »Das sind die mit der »Leck mich«-Stimmung«.

Ein Großteil der Interviewpartnerinnen und -partner bezeichnet das Verhaltensmuster der Jugendlichen als passiv oder lethargisch: »Die Jugendlichen verfallen in eine gewisse Lethargie, aus der man sie sehr schwer rauskriegt.« Aussagen über ein ambitioniertes oder motiviertes Verhalten von Jugendlichen sind während der Interviews hingegen kaum gefallen. Aus einigen Gesprächen wird deutlich, dass diese Zuschreibungen mit dem Aufenthalt der betreffenden Jugendlichen an bestimmten Orten verknüpft wird. Auf Nachfrage werden dazu öffentlich-informelle Orte wie zum Beispiel Parks, Spielplätze, Skater-Orte oder Bushaltestellen genannt. Auffallend ist, dass institutionell-formelle Orte wie zum Beispiel Sportvereine, Musikschulen oder Orte schulisch organisierter Freizeitaktivitäten dabei nicht erwähnt werden. Jugendlichen, die sich in öffentlichen Räumen aufhalten, wird nachgesagt, sie hingen rum, tranken Bier und rauchten. Oft werde erst an diesen Orten das lethargische Verhalten von Jugendlichen sichtbar. In den institutionellen Räumen treffe man auf aktive und motivierte Jugendliche. Konsequenterweise

entwickelt sich eine duale Geographie, bei der Jugendliche eine parallele Raumproduktion vollziehen.

Von den befragten Expertinnen und Experten wird hierbei ausgeblendet, dass Jugendliche nicht entweder passiv oder aktiv, sondern vielmehr sowohl passiv als auch aktiv Orte nutzen und aufsuchen. Schülerinnen und Schüler sehen ihr Verhalten durchaus als Ausgleich für ihre Anstrengungen im Unterricht und treffen sich nach der Schule mit ihren Freundinnen und Freunden auf dem Parkplatz des Einkaufszentrums, trinken Limonade und tauschen sich über Neuigkeiten auf Facebook aus. Jugendliche beschrieben ihr Verhalten wie folgt: »Die wollen Kino, die wollen sich treffen, die wollen Räume haben, die lassen sich auch nicht in Formen pressen, die möchten eigentlich selbst was finden.« Sie würden in erster Linie dorthin gehen, wo die Gruppe sich befindet: »die Gruppe wo sie sich zugehörig fühlen, wo sie sich bestätigt fühlen.« In den Gruppendiskussionen wurde emphatisch betont, dass sie nach Freiheit, Zwanglosigkeit und Anerkennung streben. Sie wollen ihre eigenen Orte haben, ohne vorgeschriebene Verhaltensweisen, fern von den Erwachsenen und einschränkenden Verboten. Sie suchen sowohl nach Räumen, welche als Treffpunkt bzw. Rückzugsorte dienen, als auch nach einem passenden Freizeit-Angebot und nicht zuletzt auch nach Abgrenzung. Folgende Zitate verdeutlichen, wie die Jugendlichen ihr Verhalten selbst sehen, wobei immer von den Anderen die Rede ist, für die man Verständnis formuliert: »die kommen halt eben auch aus der Schule und wollen erst mal mit nichts beballert werden, sondern cool down und »Wehe du kommst mir jetzt mit Aufgaben!«.« Oder: »dass man auch junge Leute, die halt hier ein bissl schwieriger sind, mehr mit einbezieht, mehr fragt und nicht nur »Hauptsache die machen keine Probleme.«

Das Narrativ von der Lethargie, das sowohl von den interviewten Expertinnen und Experten als auch von den Jugendlichen als Referenzpunkt immer wieder formuliert wird, hat allerdings unterschiedliche soziale Bedeutungen. Während die Jugendlichen dieses Narrativ der Erwachsenen und von Autoritätspersonen wie Lehrerinnen und Lehrern sehr gut kennen, wurde es nur teilweise auch anerkannt. Viele setzten sich damit auseinander, aber zum Teil auch, um sich davon abzusetzen. Übernommen wurde jedoch die Grundstruktur des Lethargie-Narrativs, das deutlich als wertend und zuordnend empfunden wurde. Widerspruch dagegen erfolgte auf zwei Ebenen: Zunächst waren es die anderen Jugendlichen, auf die die Aussagen zutreffen, man selbst wollte sich davon distanzieren,

in eine soziale Gruppe der »lethargischen Jugendlichen« eingeordnet zu werden. Diese Strategie funktioniert aber offensichtlich nicht, weil die Beurteilung von Lethargie pauschal, ohne Empathie mit den so kategorisierten und somit ohne Berücksichtigung der konkreten Lebenssituation des Einzelnen, stattfindet. Wer lange an der Bushaltestelle warten muss, wird aus Langeweile schnell »lethargisch« und kann sich somit gegen die Einordnung in die negative Kategorie nicht wehren. Deshalb stellt sich insbesondere für Jugendliche, die sich quasi zwangsläufig an negativ gelabelten Orten aufhalten müssen, die Notwendigkeit ein, entweder sich selbst auch (zumindest teilweise) als lethargisch aufzufassen oder die Einteilung in aktive und passive Jugendliche prinzipiell zu hinterfragen. Wie oben aufgeführte Zitate andeuten, passiert dies durchaus und erscheint erfolgreich zu sein, insofern individuelle Rückzugsräume und Peer-Gruppen vorhanden sind. Soziologisch gesehen koppelt sich damit aber auch die Entwicklung des Selbst-Bildes von weiteren Feedback-Möglichkeiten durch die Erwachsenen und von alternativen lokalen Rollenmodellen ab.

STIGMATISIERUNG

Dieser Abkoppelungsprozess hat seinen Ursprung in einem emotionalen Ordnungsschema, das in der Beurteilung des Verhaltens von Jugendlichen im Zusammenhang mit ihrem Aufenthaltsort aufzufinden ist. Die Kategorisierung wird nicht weitergehend begründet und durch seine Selbstverständlichkeit für die Jugendlichen schwer durchschaubar und noch schwieriger kritisierbar. Das scheinbar »objektive« Beschreiben von jugendlichem Verhalten als lethargisch weicht in den Interviews schnell einer wesentlich deutlicheren normativen Kategorisierung in »gute« und »schlechte« Jugendliche. Bei einigen der Diskussionsrunden mit Jugendlichen stellte sich heraus, dass es ein gängiges Bild von den »guten« Jugendlichen gibt, die in diversen Organisationen aktiv sind und eine Hochschulzugangsberechtigung anstreben. Die anderen schwänzen angeblich die Schule und haben keine Berufsperspektive. Die Einteilung ist somit mit einer Zukunftsprognose hinsichtlich der Berufschancen verknüpft und damit auch implizit mit der Frage nach dem Wert für die lokale Gemeinschaft. Die »guten« Jugendlichen engagierten sich im Ort, zum Beispiel im Verein, wobei die aktive Teilnahme am Vereinssport generell hervorgehoben wird. Dies wird deshalb positiv gewertet, weil dieses En-

gagement die strukturierte Beschäftigung im Alltag bestätigt und nicht irritiert. Begründet wird diese Wertung auch, weil auf diese Weise eine als nötig beschriebene Motivation aus dem Elternhaus bewiesen werde, womit eine indirekte Bewertung der Familien stattfindet. Die »guten« Jugendlichen gehen in der Regel aufs Gymnasium. Bessere Aussichten im späteren Berufsleben werden hierbei als Begründung für die Etikettierung der Jugendlichen und derer Familien formuliert, wodurch sich die Ansprüche an ein »gutes« Verhalten rechtfertigen.

Den anderen Jugendlichen werden komplett gegensätzliche Eigenschaften nachgesagt. Sie besuchten meist »nur« die Regelschule, das Interesse an Vereinen oder am allgemeinen Ortsgeschehen sei kaum vorhanden, das Engagement bleibe insgesamt gering. Oft sei auch festzustellen, dass die Mehrheit dieser Jugendlichen aus »schwierigen« Familienverhältnissen komme. Aus fehlender Bildung ergäben sich auch weniger Chancen auf Ausbildungs- oder Arbeitsplätze, beziehungsweise auf Wahlmöglichkeiten für die Zukunft. Dessen Folge sei eine entstehende Perspektivlosigkeit der Jugendlichen, die oft zum »Herumhängen« oder zu Konflikten mit anderen Einwohnerinnen und Einwohnern im öffentlichen Raum führe.

Der in der Studie vorgefundene Prozess der Zuschreibung und Kategorisierung von Jugendlichen stellt eine gesellschaftlich problematische Ordnung dar, die als Stigmatisierung verstanden werden kann. Mit der Möglichkeit der Stigmatisierung (Goffman 1975) kann eine gesellschaftliche Mehrheit eine Minderheit unterdrücken (to keep people down), sie kann sie dadurch zwingen, sich nach ihren Normen zu verhalten (to keep people in) oder sie ausschließen (to keep people out). Stigmatisierungen sind insbesondere auf der Ebene der Selbst-Wahrnehmung schwierig zu beschreiben und werden von Nicht-Betroffenen anders wahrgenommen. Inwieweit Menschen tatsächlich oder vermeintlich stigmatisiert werden, schafft für die Betroffenen eine zusätzliche Quelle von Ungewissheit und erschwert eine konstante positive Bewertung der eigenen Persönlichkeit.

Die Möglichkeit, ein positives Selbst-Bild aufzubauen, ist letztlich entscheidend für die Frage, ob Jugendliche in den Kleinstädten der Thüringer Peripherie leben wollen. Die Abwägungen, die die Jugendlichen in den Interviews vollzogen, fielen für die zwei etikettierten Gruppierungen sehr verschieden aus. Der Entscheidungsprozess wird dabei von den oben genannten Faktoren erheblich beeinflusst. Die befragten Expertinnen und Experten verdeutlichen, wie normative Wertung und unterschiedli-

che Zukunftsperspektiven, die für die beiden Gruppen als Möglichkeiten angedacht werden, verknüpft werden: »Die Leute, die man gerne halten will, die vermutlich nicht zu halten sind. Und die Leute, die man nicht so gerne hat, die bleiben natürlich alle hier.« Problematisch ist vor allem auch, dass den bleibenden Jugendlichen wiederum wenig zugetraut wird:

»Jugendliche, die ohnehin Probleme haben in der Schule und mit ihrem Selbstwertgefühl; für die es ja noch eine größere Herausforderung ist, an einen anderen Ort zu gehen. Natürlich gibt es auch die Anderen, die mit wehenden Fahnen in die Welt ziehen.«

FAZIT

Die Frage nach den Bleibeperspektiven von Jugendlichen in rurbanen Räumen, wie dem im Thüringer Untersuchungsraum, kann nur im Zusammenspiel von gesellschaftlichen Raumwahrnehmungen beurteilt werden. Wie gezeigt wurde, hängt insbesondere das Raumverhalten von Jugendlichen davon ab, wie diese durch vorgefertigte Bewertungsschemen beurteilt werden. Mit der Einbettung in ein Narrativ von den »lethargischen Jugendlichen« geht eine Stigmatisierung einher, der sich mit der Bewertung der Lebenschancen der Jugendlichen verknüpft und nur der Bestätigung vorgefertigter Einschätzung von Familien und Jugendlichen dient. Die Irritation dieser Kategorisierungen, die dringend nötig wäre, um Jugendlichen ein experimentierendes Verhalten und somit eine innovierende Rolle in der lokalen Gemeinschaft zu ermöglichen, wird somit ausgeschlossen. Vermittelt wird die Norm-Konformität als Versprechen für berufliches Weiterkommen. Da dieses Versprechen vor Ort kaum eingelöst werden kann, wird sich die Peripherisierung und damit die weitere Abwanderung fortsetzen. Die Rolle von Narrativen, die es ermöglichen würden, auch alternative Kategorien von Verhalten einzubinden oder erst zu entwickeln, scheint für Strategien der De-Peripherisierung entscheidend zu sein. Die beklagte intensive Internet-Nutzung der Jugendlichen bezeugt, dass lokale Anschlüsse an den zentralen Räumen der Gesellschaft entscheidend sind. Sie bieten Freiheiten der Selbst-Imagination, die vor Ort nicht mehr einzufangen sind, wenn mit Narrativen wie Heimatliebe oder Lethargie operiert wird, die mit urbanen Aushandlungsprozessen der eigenen Identität nicht kompatibel sind.

LITERATUR

- Becker, Heinrich/Tuitjer, Gesine (2016): »Ländliche Lebensverhältnisse im Wandel 1952, 1972, 1993 und 2012«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 66, 46/47, S. 17-22.
- Becker, Heinrich/Moser, Andrea (2013): *Jugend in ländlichen Räumen zwischen Bleiben und Abwandern*, Braunschweig: Thünen-Institut.
- Bell, David/Jayne, Mark (Hg.) (2006): *Small cities: urban experience beyond the metropolis*, London: Routledge, S. 1-18.
- Eckardt, Frank (2002): *Eine periphere Gesellschaft. Regionalentwicklung zwischen Erfurt und Weimar*, Marburg: Tectum.
- (2015): »Die Werkstatt Sozialraumanalyse in Weimar«, in: *Soziale Passagen* 12, 7(2), S. 363-367.
- (2015b): »Suhl ohne Sushi: Das Leben in einer Kleinstadt in Ostdeutschland heute – Ergebnisse einer Sozialraumwerkstatt«, in: *sozialraum.de* (7) Ausgabe 1/2015, siehe <https://www.sozialraum.de/suhl-ohne-sushi.php>
- Ferchhoff, Wilfried (2007): *Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert: Lebensformen und Lebensstile*, Wiesbaden: Springer VS.
- Gatzweiler, Hans-Peter (Hg.) (2012): *Klein- und Mittelstädte in Deutschland: eine Bestandsaufnahme*, Stuttgart: Steiner.
- Goffman, Erving (1975): *Stigma: Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identitäten*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kaschlik, Anke (2012): »Eigenständige kleinstädtische Entwicklungen?«, in: Alexandra Engel/Ulrich Harteisen/Anke Kaschlik (Hg.), *Kleine Städte in peripheren Regionen*, Detmold: Rohn, S. 11-28.
- Korpela, Kalevi et al. (2009): »Stability of self-reported favourite places and place attachment over a 10-month period«, in: *Journal of environmental psychology* 29/1, S. 95-100.
- Langner, Sigrun (2016): »(R)urban Landscapes. Navigating between the Urban and the Rural Perspective«, in: Vanessa Carlow (Hg.), *Ruralism. The Future of Villages and Small Towns in an Urbanizing World*, Berlin: Jovis, S. 76-89.
- McKnight, Matthew et al. (2017): »Communities of Place? New Evidence for the Role of Distance and Population Size in Community Attachment«, in: *Rural sociology* 82 (2), S. 291-317.
- Schrödel, Gerrit (2014): *Empirische Bestandsaufnahme der deutschen Kleinstädte zu Beginn des 21. Jahrhunderts*, Göttingen: Cuvillier.

Wehmeyer, Karin (2013): Aneignung von Sozial-Raum in Kleinstädten, Wiesbaden: Springer VS.

Wochnik, Markus (2014): Aufbruch in dieselbe Welt: Bleibestrategien von Jugendlichen im ländlichen Raum, Marburg: Tectum.

Dorf ist nicht gleich Dorf

Betrachtungen eines Lebensstils

Katherin Wagenknecht

AUF DER SUCHE NACH DEM LÄNDLICHEN RAUM

Laut einer Studie der Sparda-Banken geben 29 Prozent der Deutschen das Ländliche als ihr bevorzugtes Wohnumfeld an. Bei Familien mit Kindern liegt die Zustimmungsrates sogar bei 39 Prozent.¹ Zugleich verzeichnet der ländliche Raum einen stetigen Bevölkerungsrückgang (vgl. Verband der Sparda-Banken e.V. 2014).² Über 30 Prozent der deutschen Bevölkerung lebt tatsächlich auf dem Dorf (vgl. Bertelsmann Stiftung 2015).³ In der Zusammenschau dieser statistischen Eindrücke präsentiert sich der ländliche Raum als familialer Wunschtraum.

Beide Erhebungen, sowohl die Studie der Sparda-Banken als auch die der Bertelsmann Stiftung, verwenden den Begriff des Ländlichen. Die Grundlage für die Einteilung in städtischen und ländlichen Raum der Bertelsmann Stiftung basiert auf den Daten des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung (BBR). Regionen werden nach Einwohnerdich-

1 | Im Auftrag des Verbands der Sparda-Banken e.V. führten das IfD Allensbach in Kooperation mit prognos eine bundesweite Studie zum Wohnen durch.

2 | Die Studie weist darauf hin, dass diese Aussage nicht generalisiert für alle ländlichen, wie alle städtischen Räume in gleichem Ausmaß gilt, so ist der Bevölkerungsrückgang in den ländlichen Räumen der neuen Bundesländer stärker, als zum Beispiel im Flächenland Bayern.

3 | Während lediglich 30 Prozent der deutschen Bevölkerung im ländlichen Raum wohnt, steht denen jedoch fast 70 Prozent der Fläche zur Verfügung. Umgekehrt verhält es sich für den städtischen Raum (Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung 2015).